

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Eine Heimatkolonie. Von Wilhelm Flegler

[urn:nbn:de:bsz:31-339562](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339562)

## Eine Heimatkolonie.

von

Wilhelm Flegler.

**D**ie Kolonie, von der die nachfolgenden Zeilen den Leser unterhalten wollen, gehört nicht zu den neuerworbenen Gebieten am Kenia und Kilimandscharo. Sie liegt vielmehr auf uraltem deutschem Boden und könnte schon in diesem Sinne eine Heimatkolonie geheißen werden. Doch trägt sie diesen freundlichen Namen aus einem anderen, bedeutungsvolleren Grunde. Sie ist nämlich eigens zu dem Zweck gegründet worden, solchen, die ihre Heimat verloren haben, eine neue zu geben und ein Vaterhaus für verlorene Söhne unseres Vaterlandes zu werden.

Sie sind uns allen wohlbekannt, jene Verlorenen, von denen ich rede. Einem jeden sind sie schon draußen auf der Landstraße aufgestoßen, oder sie haben ihm bettelnd unter der Hausthür gestanden, verstaubt, beschmutzt, abgerissen, die Stiefel zerlöchert und abgetreten, der Rock voll Fetzeln, der schäbige Hut zerknäult und zerknittert, kurzum, die ganze Person vom Kopf bis zum Fuß ein sprechendes Bild des Elends und der

Verkommenheit. Als „arme Reisende“ führen sie selber sich gewöhnlich bei uns ein; wir pflegen ein derberes Wort für sie zu verwenden und nennen sie Landstreicher oder, wenn wir's doch etwas höflicher bloß mit einem Fremdwort bezeichnen, Bagabunden. Ihre Heimat ist die Straße, ihre Lagerstatt der Wegrain oder Heuschaber, ihr Beruf das Wandern und Fechten. So ziehen sie jahraus, jahrein von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, unstät und flüchtig, ein Rainsgeschlecht der Gegenwart.

Man kann sich die Größe dieses wandernden Heeres kaum zu groß vorstellen. Vor einem Jahrzehnt hat jemand, der sich viel mit dieser Angelegenheit beschäftigte, die Zahl der jährlich Deutschland durchstreifenden Bagabunden auf rund 200.000 geschätzt. Diese Angabe ist von andern als eine starke Uebertreibung bezeichnet worden. Oder man hat gegen sie eingewendet, daß sie bloß auf das Ende der siebenziger Jahre, die Zeit des berühmten großen Krachs, passe. Seitdem aber sei in den Verhältnissen eine Besserung eingetreten. Man hat diese Besserung mit Hilfe der Statistik zu erweisen gesucht. So soll z. B. die Anzahl der wegen Bettelns und Landstreichens gerichtlich bestrafte Personen im Königreich Sachsen sich im Jahre 1880 auf 14.066, im Jahre 1887 dagegen nur auf 9412 belaufen haben. Das wäre ja allerdings ein ganzes Drittel weniger. Aber wenn in einem Lande, dessen Einwohnerzahl etwa ein Fünftel der Bevölkerung des deutschen Reiches ausmacht, immer noch jährlich gegen zehntausend Bagabunden mit den Gerichten in Konflikt kommen, so ist es gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Gesamtzahl derer, die

überhaupt in Deutschland der Vagabundage fröhnen, auf zweihunderttausend annimmt.

Doch ein paar Tausend mehr oder weniger, darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache bleibt die zweifellose Thatsache, daß eine ganz ungeheure Anzahl von arbeitskräftigen Menschen arbeitslos und obdachlos auf den Landstraßen liegt, und statt sich redlich durch die Welt zu bringen, sich mit Betteln durchschlägt und aus den Taschen der anderen lebt. Schon wenn man den letzten Gesichtspunkt ins Auge faßt, muß man sich sagen, daß die Aenderung eines solchen Zustandes ein geradezu dringendes Bedürfnis ist. Man hat ausgerechnet, daß die Höhe der von dem mobilen Vagabundenheere Deutschlands jährlich requirierten Kontributionen sich auf hundert Millionen Mark und darüber belaufe. Ja, nach einer anderen, vor noch nicht langer Zeit aufgestellten Berechnung sollen bloß in Baiern die Vaganten und Bettler in einem Jahre 36 Millionen Mark zu kosten pflegen, was in ganz Deutschland ungefähr 8 Mal mehr, also beinahe 300 Millionen betrüge. Eine Summe, die Jahr für Jahr in buchstäblichem und in übertragenem Sinne auf die Straße hinausgeworfen wird!

Diese Geldausgabe ist aber bei weitem noch das geringere Uebel. Die trostlose Lage jener unglückseligen Leute ist ein viel wesentlicherer Umstand, der einen als Menschen und Christen veranlassen muß, darüber nachzusinnen, wie ihnen aus ihrem Elende geholfen werden könnte.

Es ist ja leicht, über einen Vagabunden die Nase zu rümpfen und mit starkem Wort die Verkommenheit derartiger

Leute zu schelten. So leicht etwa, als es dem Pharisäer sein mochte, im Tempel sein: Ich danke dir, zum Himmel zu schicken. Aber es dürfte doch recht schwer sein, auch nur von einem jener Zweimalhunderttausend nachzuweisen, daß er einzig und allein durch eigene Verschuldung auf jene tiefe Stufe hinabgesunken ist. Umgekehrt leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß einen großen Teil von ihnen einfach die Macht der Verhältnisse in Not und Elend hineingebracht hat. Wir leben seit fünfzehn Jahren in einer Zeit sich fort und fort wiederholender Krisen und Geschäftsstockungen. Eine jede von ihnen macht Arbeitermassen beschäftigungslos und setzt sie außs Pflaster. Auch die angestrengtesten Versuche, ein neues Unterkommen zu finden, schlagen für viele unter ihnen fehl und müssen notwendig fehlschlagen, da fast auf allen Gebieten der industriellen Thätigkeit schon seit lange das Arbeitsangebot die Nachfrage weit übersteigt. Diese Thatsache ist zu bekannt, als daß sie noch weiter bewiesen zu werden brauchte. Jeder, der einen Einblick in die wirtschaftlichen Zustände der Gegenwart gewonnen hat, weiß, daß eine immer größer werdende Gewerbsunsicherheit und ein fortgesetzt zunehmender Mangel an Arbeitsgelegenheit wie ein Alp auf der Arbeiterwelt lastet und zum guten Teile mit das hervorgerufen hat, was man die soziale Frage unserer Zeit nennt.

Nur auf einen Einzelfall soll hier hingewiesen werden, der ein drastisches Beispiel dafür gibt, wie schwer es heutzutage auch dem ernstlich nach Arbeit Verlangenden wird, solche zu bekommen. Vor kurzem hat ein junger Geistlicher aus Sachsen,

Paul Göhre, der drei Monate freiwillig als Fabrikarbeiter thätig war, um sich durch eigene Anschauung von den Zuständen innerhalb der arbeitenden Klasse zu überzeugen, ein Buch veröffentlicht, worin er seine Erlebnisse erzählt. Da ist es wahrhaft ergreifend, zu lesen, wie er im Anfang seiner neuen Laufbahn Tag für Tag von Fabrik zu Fabrik wanderte und nach Arbeit fragte, aber überall kam ihm die gleiche Antwort entgegen: alles besetzt. Schließlich kam er nur dadurch zum Ziele, daß er einem Fabrikdirektor im Vertrauen mittheilte, was er eigentlich sei und in welcher Absicht er eine Stelle als Arbeiter suche. Da öffnete sich endlich die verschlossene Pforte, an die er so lange vergeblich geklopf. Was wollen nun aber diejenigen machen, die gleich ihm sehnsüchtig harrend vor dem Thore stehen, ohne daß ihnen wie ihm ein solches: Sesam, öffne dich! zu Gebote steht? Was bleibt dem Arbeitslosen, den niemand will und brauchen kann, schließlich übrig, als der Bettelsack und die Heerstraße? Unter den Tausenden, die jahraus, jahrein das Land durchstreifen, sind Hunderte keine Landstreicher im gewöhnlichen und üblen Sinne des Worts. Sie würden mit Freuden in eine geeignete Berufsthätigkeit eintreten, wenn sich nur eine solche für sie finden wollte. Und selbst von den tatsächlichen Stromern ist mancher es erst geworden, als seine Bemühung, eine Arbeitsstelle zu bekommen, erfolglos war. Da ist ihm zuletzt kein anderer Rat geblieben, und schließlich hat er's ja wohl auch viel einfacher und bequemer gefunden, das Wandern zum Lebensberuf zu wählen und das tägliche Brot zu erbetteln, das zu erarbeiten sich so schwierig erwies.

Die Vagabundennot ist ein Problem, das seit Jahren die Gedanken der Menschenfreunde beschäftigt. Wie ist es fertig zu bringen, den Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen und die Arbeitscheuen zur Arbeit zu erziehen? Das ist die Doppelfrage, die in jenem Probleme enthalten ist. Zu den praktischen Antworten darauf (ich meine damit solche, die durch Thaten und nicht bloß mit dem Mund gegeben werden) gehört auch die Gründung der eingangs erwähnten Heimatkolonie.

Sie ist ein Kind der bekannten Arbeiterkolonien. Diese letzteren sind, wie wohl die meisten Leser wissen werden, vor etwa zehn Jahren von dem Bielefelder Pastor von Bodelschwingh ins Leben gerufen worden. Auf der Arbeiterkolonie soll der arbeitslose Wanderer so lange Beschäftigung finden, bis es ihm geglückt ist, wieder eine Stelle zu bekommen. Er hat jetzt nicht mehr nötig, während der Zeit, wo er nach einem Unterkommen sucht, sein Brot durch das beschämende und entwürdigende Betteln zu erwerben, sondern kann sich durch ehrliche Arbeit verdienen.

Die Arbeiterkolonien haben verhältnismäßig rasche Verbreitung in Deutschland gefunden. Im März 1882 ist Wilhelmsdorf in Westfalen als erste durch Bodelschwingh selber eingerichtet worden; im April 1891 wurde schon die zweiundzwanzigste, Erlach in Württemberg, eröffnet. Es können auf diesen 22 Kolonien im ganzen 2685 Arbeitslose aufgenommen werden. Während der Wintermonate sind auch gewöhnlich die Plätze fast sämtlich besetzt. Im Sommer lichten sich die Reihen wieder. Die einen ziehen aus, um eine ihnen ver-

mittelte Stellung einzunehmen oder sich eine solche zu suchen. Andere freilich kehren aufs neue zur lieben Landstraße zurück, von der sie durch den Winter vertrieben worden sind.

In der Kolonie selbst kann keiner der Aufgenommenen auf die Dauer bleiben. Sechs Monate ist die längste Aufenthaltssfrist. Denn die Kolonie soll nur eine Uebergangsstation aus einer verlorenen Lebensstellung in eine neugewonnene oder noch zu gewinnende sein. Ihre vornehmste Aufgabe besteht gewissermaßen nicht in der Aufnahme der Leute, sondern in deren Entlassung.

Es fragt sich nun aber, ob das nicht als ein Fehler angesehen werden muß. Warum sollte in einer solchen Anstalt nicht auch den fähigen und willigen Elementen Gelegenheit zu bleibendem Aufenthalt und dauernder Thätigkeit geboten werden? Warum sollte die Arbeiterkolonie nicht eine wirkliche Kolonie sein können, ein Ansiedelungsplatz für solche, die in den Stürmen der industriellen Krisen Schiffbruch gelitten haben und vielfach das gleiche Schicksal haben werden, wenn man sie wieder in das wilde Meer des Daseinskampfs hineinschleudert? Die Erfahrung zeigt es, wie wenigen es gelingt, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Nur etwa ein Fünftel der aus den Kolonien Entlassenen tritt in ein festes Arbeitsverhältnis über und nur ein Bruchteil von diesem Fünftel kann sich darin auch erhalten. Die übrigen werden wieder Bagabunden, was sie gewesen sind.

Die Erkenntnis dieses Uebelstandes hat zu dem Verjuche angetrieben, wenigstens eine von den Arbeiterkolonien auf

einem anderen Grundsätze aufzubauen. Diese Anstalt soll eine thatächliche Kolonie sein und soll den Insassen zur wirklichen Heimat werden. Darum führt sie den Titel Heimatkolonie.

Ihr Name ist Friedrich-Wilhelmsdorf. Sie liegt in der Nähe der Stadt Bremerhaven und ist von dem dortigen Pfarrer Cronemeyer vor fünf Jahren zu dem soeben angegebenen Zwecke gegründet worden. Ueber ihre Entstehung und Einrichtung soll in dem Nachfolgenden berichtet werden.

In dem nordwestlichen Deutschland, in der Gegend zwischen der Ems und der unteren Elbe, ziehen sich weite Flächen unfruchtbarren Moorlandes hin, zusammengenommen wohl an 100 Quadratmeilen umfassend. In diesen Mooren haust ein armes Völkchen, das sich kümmerlich mit Torfstechen ernährt, einer gar beschwerlichen und wenig lohnenden Arbeit. Zum Ackerbau eignet sich der zähe und sumpfige Boden in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit nicht. Aber er könnte in das fruchtbarste Ackerland umgewandelt werden. So ist es ehemals auf natürlichem Wege an den Rändern der dortigen Flüsse und Ströme geschehen. Das austretende Wasser hat da das Moor mit einer Schlammdecke überzogen, und dadurch ist im Laufe der Jahrhunderte das Land zu einem Ackerboden gemacht worden, der an Ergiebigkeit seines gleichen sucht. Was in alten Zeiten die Natur gethan, das könnte heute die Menschenhand ebenfalls vollbringen. Denn von solchem fruchtbarren Schlamm, oder Schlick, wie man ihn dort unten nennt, sind ungeheure Vorräte vorhanden und verfügbar. Er wird fortgesetzt aus den Häfen der dortigen Seestädte ausgehoben, damit diese befahrbar

bleiben. Hier liegt er nun ungenützt am Ufer und versperrt den Platz. Mit dem Schlick, der jährlich in Bremerhaven und dem benachbarten Geestemünde zu Tag gefördert wird, könnten viele Morgen unfruchtbaren Moorlandes überdeckt und für den Ackerbau gewonnen werden. Die wüsten, kaum bewohnten Strecken ließen sich so in blühende, menschenreiche Landstriche verwandeln, wie das deutlich in Holland zu sehen ist, das seine viel gerühmte Fruchtbarkeit durch den Meeresschlamm erlangt hat.

Da wäre ja ein vortreffliches Arbeitsfeld für jene ungezählten Scharen, die heute arbeit- und heimatlos auf den Landstraßen wandern, eine Plage für ihre Mitmenschen, eine schwere Sorge für jeden Menschenfreund. Tausende fänden hier Beschäftigung und Heimat, und der Vagabund würde, indem er hülfe, das öde Moorland in fruchtbares Ackerland zu verwandeln und dann zu verwerten, zu einem nützlichen, schätzenswerten Gliede der Gesellschaft gemacht.

So soll es in Friedrich-Wilhelmsdorf geschehen. Die Kolonie ist im Herbst 1886 ins Leben gerufen worden, sie liegt mitten in einem Moore, das durch ihre Insassen in Arbeit genommen worden ist. Der ihr gehörende Landbesitz beträgt gegen 120 Hektar, davon sind im Verlauf von fünf Jahren 15 Hektar kultiviert worden. Die Arbeiter sind die gleichen, wie sie sonst auf den Arbeiterkolonien sich finden. Es liegt sogar im Plane, diese letzteren organisch mit der Heimatkolonie zu verbinden, in der Weise, daß sie die tauglichsten Elemente unter ihren Insassen in dieselbe schicken. Hier brauchen sie nun nicht nach einem

halben Jahre wieder fort, sondern, wenn sie wollen und tüchtig sind, haben sie dauernde Beschäftigung. Ja, wenn das Unternehmen gedeiht, noch viel mehr: sie bekommen ein eigenes Haus und Heim. Gegenwärtig freilich bildet die Kolonie, die noch in ihren Anfängen steht, ein einziges, zusammen bewirtschaftetes Gut; die Insassen arbeiten als Tagelöhner unter einem Inspektor. Aber das soll mit der Zeit anders werden. Aus dem Gesamtbesitz werden dann einzelne kleine Bauernhöfe gebildet, von denen ein bewährter Arbeiter einen zur selbständigen Bebauung überwiesen bekommt. Er kann heiraten, einen Hausstand gründen und lebt als sein eigener Herr. Sein Besitztum umfaßt 5 Hektar, dazu gehören die erforderlichen landwirtschaftlichen Gebäude, Wohnhaus, Stallung und Scheune.

Auf diesem Anwesen wird er für sich und seine Familie einen ausreichenden Unterhalt finden. Seit der Gründung von Friedrich-Wilhelmsdorf hat man durch gewissenhafte Aufzeichnungen und Berechnungen festzustellen gesucht, wie viel die Bearbeitung des kultivierten Moorlandes abwirft. Es hat sich daraus ergeben, daß ein Ansiedler auf einem Gut von der oben angegebenen Größe aus den Erträgen des Ackers, Gartens und Stalles etwa 1500—2000 Mark im Jahre lösen kann. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß er viele Vorteile genießt, die sonst der kleine Bauer noch entbehrt. Denn die Kolonie soll, auch wenn sie in eine Reihe selbständiger Güter zerlegt sein wird, doch eine einzige große Genossenschaft bilden. Der Vorstand der Genossenschaft vermittelt den einzelnen Landwirten den Kauf und Verkauf; er sorgt für Saatgetreide, für künstlichen

Dünger, für die zum Lebensunterhalte nötigen Gegenstände, er bringt die erzielten Feldfrüchte, die Gartenprodukte, die Milch, die Eier, das zu verkaufende Vieh auf den Markt, und ermöglicht dadurch dem Bauer, alle seine Zeit der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Die Genossenschaft schafft ferner landwirtschaftliche Maschinen zum Pflügen, Säen, Mähen, Dreschen u. s. w. an, so daß alle die großen Vorteile, die der landwirtschaftliche Großbetrieb mit sich bringt, jedem der Inzassen zu teil werden. Für die Inanspruchnahme desjenigen, was die Genossenschaft dem Einzelnen bietet, muß natürlich eine entsprechende Vergütung entrichtet werden. Diese Summen fließen in die Genossenschaftskasse und werden zu neuen Aufwendungen fürs gemeine Beste benützt. Sie kommen also mittelbar doch wieder denjenigen, die sie bezahlt haben, zu gut.

Noch einen andern Vorteil genießt der Kolonist, einen, den freilich mancher im ersten Augenblick nicht dafür anzusehen geneigt ist. Er besitzt sein Gut nicht als Eigentum, sondern es wird ihm in Pacht gegeben. Diese Pacht ist eine Dauerpacht. So lang der Inzasse seine Abgaben leistet und sonst seine Verpflichtungen gegen die Genossenschaft erfüllt, kann ihm sein Besitztum nicht entzogen werden, und bei seinem Tode geht es unter gleichen Bedingungen an seinen gesetzlichen Erben über. Er selber braucht sich nicht fürs Leben zu binden. Wenn er glaubt, sonstwo besser fortzukommen zu können, steht es ihm frei, zu kündigen, und er kann abziehen, sobald er seine Verbindlichkeiten geordnet hat. Dabei wird er für alle Verbesserungen oder Meliorationen, die er im Einverständnis mit

dem Genossenschaftsvorstand in Haus und Acker gemacht hat, nach Gebühr entschädigt.

Allerdings entbehrt ein solcher Ansiedler das Bewußtsein, ein freier Eigentümer zu sein. Dieser Gedanke ist es, was wohl manche Leser gegen die dargestellte Einrichtung einnehmen mag. Aber sie werden nicht umhin können, zu gestehen, daß jener vermeintliche Nachteil durch eine ganze Reihe von Vorteilen aufgewogen wird. Für den einzelnen Landwirt sowohl wie für die ganze Genossenschaft.

Es ist eine allbekannte Sache, daß unsere Bauern zum guten Teil unter der Last einer übermäßigen Grundverschuldung seufzen. Amtliche Untersuchungen haben festgestellt, daß in Südwestdeutschland der ländliche Grund und Boden, soweit er in den Händen kleiner Leute sich befindet, in der Regel bis zu einem Drittel, in vielen Fällen bis zur Hälfte verschuldet ist. Ein solcher Grundbesitzer ist nun aber alles eher, als der freie Eigentümer seines Eigentums. Der Ertrag seiner Felder muß zum größten Teile dazu dienen, die Schuldzinsen zu bezahlen. Der scheinbare Bauer ist in Wirklichkeit ein Tagelöhner, der aus seinen Aeckern höchstens den kärglichen Lebensunterhalt gewinnt, die eigentlichen Früchte derselben reifen für den, der die Hypothekenverschreibung in seinem Pulte verwahrt.

In eine ähnliche Lage würde ohne Zweifel auch ein großer Teil der auf der Heimatkolonie Angestiedelten früher oder später geraten. Gezwungen, das in mehrjähriger Arbeit ersparte Sümmlen als Anzahlung beim Ankauf des Hofes zu verwenden, begönnen sie ihre Thätigkeit mit leeren Händen, auf einem

dazu noch belasteten Besitz. Es brauchten nur zwei, drei unergiebige Jahre zu kommen, so müßte ein neues Kapital aufgenommen, das Gelände bis an die äußerste Grenze mit Hypotheken beschwert werden. Noch schlimmer wären später die Kinder beim Uebergang des Gutes dran. Ob sie nun das Erbe teilten oder es dem Ältesten gegen Abfindung überließen, es käme wohl keiner auf dem verschuldeten und überschuldeten Besitztum auf einen grünen Zweig. Das Ende wäre voraussichtlich, daß der Eigentümer sich nicht mehr halten könnte und Haus und Hof verlassen müßte, um auf die Landstraße zurückzukehren, von der er oder sein Vater vor Jahren in die Kolonie eingetreten war.

An diesem Manne oder seiner Familie wäre die ganze Rettungsarbeit umsonst gethan. Und das Gut selbst wäre den Männern, die es einst zu gemeinnützigen Zwecken erworben und eingerichtet hatten, entwunden und vielleicht in den Besitz eines Wucherers geraten, der nun von hier aus sein gemeingefährliches Treiben innerhalb der Kolonie leichter und unbekannter fortzusetzen vermöchte.

Diese widrige Entwicklung wird durch die Einrichtung der Dauerpacht, wie sie oben geschildert worden ist, unmöglich gemacht. Wenn der Kolonieeinsasse nach mehrjähriger Lehr- und Vorbereitungszeit seinen Hof übernimmt, hat er das in jenen Jahren Ersparte als freies Betriebskapital in der Hand. Weder dieses noch das, was er im Verlauf seiner weiteren Thätigkeit erübrigt, wird in den toten Boden gesteckt, sondern steht ihm in Notfällen zur Verfügung. Es wird nach seinem Tode in

den Händen seiner jüngeren Kinder ein Hilfsmittel, um ebenfalls ein Bauerngut zu übernehmen, sobald ein solches in der Kolonie frei geworden ist. Der Unfähige und Leichtsinrige, der sein Vermögen vergeudet, vermag wenigstens nicht mehr das in menschenfreundlicher Absicht begonnene Werk dadurch zu schädigen, daß er den mit schweren Opfern erworbenen Besitz seinen ursprünglichen Zwecken entfremdet und in die Hände eines gewinnlüchtigen Hypothekengläubigers spielt.

\* \* \*

Die Ansiedlung arbeitsloser Landstreicher, das ist die Aufgabe, welche die Gründung der Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf sich gestellt hat. Dieser Weg ist, davon sind wir überzeugt, der einzige, auf dem das Problem der Vagabundennot tatsächlich gelöst zu werden vermag. Alles, was man sonst vorgeschlagen hat, kann nicht das Uebel kurieren. Man hat gesagt, daß man denen, die „nichts arbeiten wollen, nichts zu essen“ geben dürfe. Das ist völlig richtig, aber dann soll man doch wenigstens denen, die essen wollen, zu arbeiten geben. Auch das hat man versucht. Man hat in einer Reihe von Städten Arbeitsnachweistellen für Arbeitslose eingerichtet. Doch rasch hat sich herausgestellt, daß entweder nicht Arbeit genug vorhanden war oder daß doch die meisten Arbeitgebenden Bedenken trugen, einen Landstreicher in ihren Dienst zu nehmen, nicht einmal vorübergehend, am wenigsten dauernd. Diese Nachweistellen sind mit der Zeit wieder ganz eingegangen oder sie führen wenigstens ein Dasein ohne nachhaltige Wirkung.

Dann hat Bodelschwingh seine Arbeiterkolonien ins Leben gerufen. Ein großartiger Gedanke und ein gewaltiger Schritt dem Ziele entgegen, aber — wie wir oben gesehen haben — doch noch nicht der eigentlich entscheidende Schritt. Dieser besteht erst in dem, was durch Cronemeyer mit seiner Heimatkolonie ins Werk zu setzen versucht worden ist.

Versucht, sagen wir mit weisem Bedacht. Denn die Unternehmung steht gegenwärtig noch in ihren allerersten Anfängen. Sie bedarf, um zu gedeihen, einer thatkräftigen, opferwilligen Förderung. Friedrich-Wilhelmsdorf ist ein Versuchsfeld und zwar in zweifacher Hinsicht: bezüglich der Moorkultur und bezüglich der Vagabundenerziehung. Diese Versuche können nicht gemacht und durchgeführt werden, sofern sich nicht Leute finden, die, wenn sie die Richtigkeit des ihnen gezeigten Weges erkannt haben, auch mit Hand anlegen, damit er begangen und das auf ihm erstrebte Ziel erreicht werden kann.

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, sind eine Anzahl von Männern aus verschiedenen Teilen Deutschlands im letzten Jahre zur Bildung eines Vereins zusammengetreten, in welchem alle diejenigen, die an jenem Werke mitzuarbeiten bereit sind, gesammelt werden sollen. Er nennt sich „Verein für gemeinnützigen Grunderwerb“. Mitglied des Vereins kann jede unbescholtene Person werden, die für seine Zwecke zu wirken bereit ist. Die Summen, die er aus Mitgliederbeiträgen, Geschenken, unverzinslichen Darlehen zusammenbringt, sollen dazu dienen, Anstalten wie Friedrich-Wilhelmsdorf zu unterstützen und, nach Maßgabe seiner Mittel, auch in anderen Gegenden hervorzurufen.

Denn was in den Mooren Hannovers geschehen ist, das könnte und sollte überall in Deutschland in Angriff genommen werden. Ueberall findet sich Grund und Boden, der die Arbeit lohnt, und überall gibt es Menschen, die der Arbeit bedürfen. Dem Landstreichereleud aber kann auf die Dauer nur auf diesem Wege ein Ende gemacht werden.

Es ist das eine Aufgabe, die auch dem Elsaß gilt und den Elsaßern gestellt ist. Dieses Bewußtsein in den Lesern dieser Zeilen zu wecken, hat dem Schreiber derselben die Feder in die Hand gelegt. Sie sollen menschenfreundliche, das elende Loos jener unglückseligen Leute auf dem Herzen tragende Männer und Frauen anregen, sich die Frage vorzulegen, ob nicht auch an den grünen Hängen der Vogesen versucht werden könnte, was an den Gestaden der Nordsee so schön und hoffnungsreich begonnen worden ist. Wenn es wirklich ausgeführt würde, dann wäre fürwahr etwas Großes ausgeführt. Es ist ein Werk, das sich getrost den größten an die Seite stellen kann, wenn es gelingt, daß unser Vaterland für tausende seiner heimathlosen Söhne wieder in vollem Sinn zur Heimat wird.

N. B. Der Mann hat Recht! Die hier ausgesprochenen Ansichten wären, so wahr Gott lebt, des Versuches wert. Möge dieser Funken zündend in warme Herzen fallen, und das Wort, auch im Elsaß, zur That werden lassen. Wer über den am Schluß erwähnten Verein für gemeinnützigen Grunderwerb nähere Auskunft wünscht, dem bin ich sie zu geben erbötig.

María Rebe.

